

Offener Schreibbrief von Lizzie Hanffengel.



No. 581. Der Philipp, was mein
Hosband ist, der hat schon mehr fuß-
feste Stoff gemacht, wie in e Reu-
heit gehn duht, un ich hen ihn immer
for gelehnt, ich hen awmer jetzt e
ganz annere Ebidie. Ich sin schuhr,
daz mer en Mensch dorchin un dorch-
aus nit for alles blehme soll, was er
duht duht, bitahs mehrschendels is
es nur e Mütter von hartem Glid un
der Mensch selbst kann gar nit helpe.
Ich sage immer, wenn sich ebbes mache
soll, dann helpe die Stein an die
Stritt dazu. Wenn Se mein Schrei-
brieff gelese hen, dann sage Se
schuhr, die Lizzie is recht.

For e lange Storie forz zu mache
— die Webesweilern un mich mit sin
also nach die Hahl gange, wo se die
große Mietung von die neue Labhich
abgehalte hen. Die Webesweilern hat
mich um das Bildung erum dorch e
Ehhe genomme un da war e kleine
Seitbohr, wo mer in das Bildung
gange sin. Ich kann Ihne sage, mei
Herzche hat mich doch gebobelt, wie
mer in das dunkle Haus gange sin un
ich sin schuhr, ich hait me ganzes
Leue den Weg nit gefunne. Die We-
besweilern hat sich awmer wie e Kitz
im Dunkle zurecht gefunne. Mer sin
obstehs un da is widder e kleine
Diehr gewese, wo mer infreit sin un
da ware mer auf die schmale Gällerie,
too als e Ruch die Mühsichens sige.
Mer hen die ganze Hahl inwerblide
könn, awmer Mister Edithor, e Hih
is so owie gewese, daz ich puttinier
soffohelst sin. Die Webesweilern hat
gesagt, das bis'che Hih mühte mer
stende, mer könnite nit espedte, daz
uns die Piebels auch noch en elektr
Fehn un e holmes Doyend Gistriem
Sohdes hinstelle behie.

Well, ich hen geoffert wie alles un
dazu is noch die Geseitente komme,
bitahs ich sin doch immer noch effret
gewese, daz mer bistowert wer'n
behie. Es hat so ebau e halbe Stund
genomme, da sin allinwer in die Hahl
die Leit's angeleert worde un die Pie-
bels sin komme. Es hat auch nit lang
genomme, da hen mer unferre alte
Schofstopf gefehn. Jedes hat Händs
mit se gefescht un war arig neis zu
se. Ich hen gefehn, daz se allinwer
in die Hahl Tent's hen stehn gehait
un die Webesweilern hat mich es-
plehnt, daz die Rendibehits enei
geföhrt behie wer'n un daz se da drin
allertand Hohstehotes mit se mache
drehte. Ich sin arig entschidig ge-
wese, auszufinne, wie das Ding
schaffe beh. Nach e kleine Weis sin
all die Memberich da gewese un se hen
die Dohre gelad un hen an jede Dohr
insit un aufsit Gahrds gefest, so daz
Niemand insit tonnt komme. We-
besweilern, hen ich gefagt, wenn die
Piebels ausfinne, daz mir hier ob-
stehs sige un watsche, dann gehs
un's schlecht. Schuhr, hat die We-
besweilern gefagt, awmer wenn se uns
ausfinne, dann sin mir selbst for
zu blehme, un mir derse dorchin
dorchaus nit Reus mache un for den
Riesen is es das Beste, wenn mer jekt
kein Wort mehr schwäge. In die
Mientem is die Hih so schredlich ge-
worde, daz ich es puttinier nit mehr
hen stende könn. Ich hen mein Kaler
ausgegoze un e paar Bottens uff
getknöppt un das hat mich e klein
wenig Relief gewese. Jekt is es in die
Hahl losgange. Se hen sich all auf-
gestell un einer von die Schentel-
männer hat en Spielsch zu die zwei
neue Rendibehits gemacht un hat se
gesagt, daz sie standhaft sei sollte un
daz se ihren Nöf nit verliere sollte.
Ich kann Ihne sage, ich hen me in
Nöf verlore! Der Philipp un der
Webesweilern hen dann en Henterschiff
vor die Auge geleit kriegt un dann sin
se in die ganze Hahl erum geföhrt
worde. Dann sin se in eis von die
Tent's geföhrt worde un da hen ich
gehört, wie der Philipp en Kriech von
sich gewese hat. O mei o mei, was
sin ich so gefescht gewese! Wie se
widder eraus sin komme, hat sich der
Philipp die Prespietischen von sei
Fehs geweiht; awmer es war noch nit
zu End. Se sind in das nächste Tent
komme un da hat se so e schredliches
Getrich gewese un so e Kommoischen,
daz ich allinwer getrembel un ge-
schwoet hen. Ich hen mich so weit
in Front gefest un so hat die We-
besweilern, daz mit einem mal ebbes ge-
happend is. Die Rehting von die

Gällerie hat nachgewe un is in die
Hahl gefalle un so sin ich! Se
könn sich denke, was das for e Senn-
schich gewese hat, wie ich da mit
einem mal wie en Balluhn aus die
Luft in die Kraut gefalle sin! Un
denke Se emal an, ich sin grad an
Tapp von e Tent geländ un das
war der Raks, daz ich mich nit alle
Bohns in mein Babbie gefescht
hen. Es war e gutes Ding, daz ich
in die Minnit mein Nöf widder
kriegt hen. Ich sin aufgeschump, un
sin nach die nächste Dohr gelaufe, als
wie en Windhund. Der Gahr hat
mich nit aufreit lasse wolle, ich hen
ihn awmer en Ruch in die Spehr-
ripps gewese, daz er umgefalle is, als
ob ihn e Infschein gestrode hait. In
die nächste Sedend hen ich die Diehr
aufgehait un in leh denn no Zeim
war'n ich aufreit un sin gelaufe, was
gibte, was hochste, bis ich in mei
Haus war. Dort sin ich umgefalle,
un hen jede Minnit espedtet, daz ich
an Herzschlicher Herwe beh. Es is
awmer widder inwer gange un das
schönste war, daz Niemand ausge-
mich hat, daz ich es gewese sin. Wie
mich der Philipp am nächste Morgen
verzehlt hat, hat e krehige Wummen
die ganze Mietung gespuht. Se
könn Ihr sühes Leue bette, daz ich
ihn nit gefagt hen, daz ich die krehige
Wummen war.

Lizzie Hanffengel.

Die Bäcker.

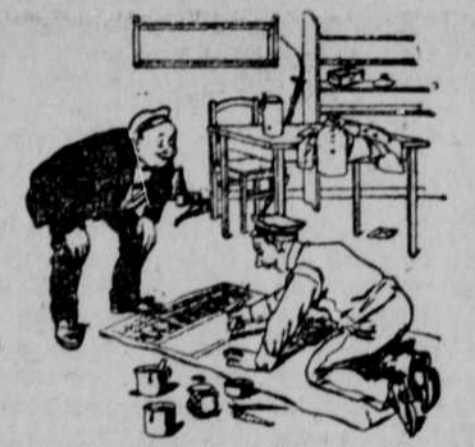
Man wünscht oft Nachricht zu erfah-
ren
Auf Postanweisungsformularen.
So manche Briefe dahingegen
sind einem mächtig ungelogen.
Und wenn Papa gar die gelahrten
So theuer angekauften Schwarzten



Will sehn bei dem Herrn Fiskus,
So giebt's, sind sie nicht da, Verdruß

Sehr selten geh'n Studenten flöten,
Denn meistens hilft ein Freund in
Nöthen.

Der sich trotz allem Studium
Bewahrt hat das Ingenium.



Mit Pinfel, Phantase und List
Schafft er den nöthigen Büchermist.
Ob Schein der ist, ob er real,
Fürs Studium ist das ganz egal.

Wettflugheit ist, wenn man gewit
Die Schwächen Anderer benüt.
Ja, 'ine solche Schicksalstung
Erspart ofi. gegenseit'ge Kränkung.



Als Beispiel zeigt die Szenerie
Die Ausnützung von Wopie.
Papa, beglückt durch Muffon,
Ist selig über seinen Sohn!

Ein guter Vater pflegt den Segen
In blauen Scheinen zu erlegen.
Beim Studio ist dieser Seg
Von 100 Mark durchaus am Platz



Denn er versteht in solchen Dingen
Forsch und energisch umzuspringen.
Jedweden wünscht ich insofern
So einen guten, alten Herrn.

Spanische Hitze.

Madrid, im Sommer.

Es ist eine alte Geschichte und bleibt
doch ewig neu... vom Wetter zu spre-
chen, wenn kein anderer Anknüpfungspunkt
zum Gespräch sich darbieten
will. Ich greife led zum allbewährten
Mittel und, da mir sonst nichts einfällt,
will ich das aktuellste Thema ansprechen,
das es gegenwärtig in Spanien
gibt, das Thema der herrschenden
Hitze. In den letzten Tagen konnte
man in den Zeitungen von den zahl-
reichen Todesfällen lesen, die die Hit-
ze in Nordamerika verursacht hatte.
Das Thermometer war im Schatten
auf 104 Grad gestiegen! Es schwindelt
einem förmlich bei einer solchen Höhe
des Wärmemessers.

Zugegeben, aber eine solche Hitze bil-
det in Spanien in den sogenannten
Hundstagen die Regel, ohne daß man
weiter Aufhebens davon macht. Die
Hauptstadt läßt sich darin von keinem
anderen Orte des Landes schlagen.
Und trotz einer Hitze von 113 Grad
Fahrenheit hört man hier von Hit-
schlägen und Ersticken nichts.
Woran mag das liegen? Die Antwort
ist nicht leicht. Man will gelten lassen,
daß das gebräugte spanische Höhenluft
hat, die bei gleicher Temperatur nicht
so brüden wirkt wie die Luft der
niedrigergelegenen nordamerikanischen
Städte New York, Chicago, Boston
usw., aber man muß bedenken, daß
auch diese spanische Städte wie Sevil-
la, Malaga, Cartagena, Alicante, Va-
lencia, San Sebastian nur wenige
Meter über dem Meerespiegel liegen
und trotzdem die hohen Temperaturen
sehr wohl vertragen. Auch die An-
nahme, daß die Verunreinigung der
Luft durch Rauch in Nordamerika un-
günstige Bedingungen zum Ertragen
der Sommerhitze schafft, ist nicht
sichhaltig, denn in Spanien haben z. B.
Barcelona und Bilbao verhältnismä-
ßig ebensoviele Fabrikschlote wie ir-
gendwelche nordamerikanische Stadt,
ohne daß die Hitze dort so katastrophale
Wirkungen hervorbringe wie im Lande
der Yankes.

Es bleibt also nichts anderes übrig,
als anzunehmen, daß die spanische
Hitze eben die Hitze besser verträgt als
die angelsächsische. In der That wird
hier die Sommerhitze, so groß sie auch
ist, kaum als Qual empfunden. Zu
jeder Tagesstunde sind die Straßen
von Madrid äußerst belebt, und durch
den Sonnenbrand der Straßen
schwimmt der Spanier vergnügt und
tapper wie in seinem Lebenselement.
Er trinkt wenig Alkohol und vorzüglich
und bedächtigt andere Erfrischungen.
Er beknet sich zu dem Ausspruch des
allgütigen Ernters: „Wasser ist
das Beste,“ und das Wasser wird ge-
trinkt in porösen irdenen Töpfen, die
den Luftzug ausgeföhrt werden. Vor
den blendenden Strahlen des Tages-
gestirns schützt den Mann der breit-
krempige Sombrero; die Senora ver-
schmähst oft lachend den beschwerlichen
Sonnenschirm und deckt sich Augen und
Kopf hinter dem bunten Fächer, der sie
überallhin begleitet. Man muß eben
mit der Hitze umzugehen wissen.

Die Spanier gehen gewöhnlich lang-
sam, was wiederum eine gute Vorsicht
gegen den Hitzschlag ist. Während der
heißen Mittagsstunden werden die
Wohnungen hermetisch geschlossen, da-
mit die Hitze nicht eindringe, dagegen
abends Tür und Fenster weit geöffnet,
um die Kühlung hereinzulassen.

Wo man die Widerstandskraft des
Spaniers gegen die Hitze beobachten
kann, das ist z. B. auf den Märschen
der Soldaten. Die Leute, deren Fuß-
bekleidung in Hanffandalen besteht,
legen oft erstaunliche Strecken in ver-
hältnismäßig kurzer Zeit unter all-
heuer Sonne zurück, wie man vor
zwei Jahren während des Mexika-
feldzuges feststellen häufig Gelegen-
heit hatte, und noch vor kurzem wurde
die 25 Meilen lange Strecke von Vor-
rath nach Almorar von den spanischen
Soldaten in einem Tag bei 125 Grad
zurückgelegt, ohne daß ein einziger
Hitzschlag beobachtet wurde. Die galli-
sichen und italienischen Schritter
arbeiten in Andalusien unter allheuer
Sonne 12-14 Stunden täglich,
ohne zu erkranken. In Madrid herrscht
die Gewohnheit, hinauszu gehen in die
Sommerfrische, entweder zum Meer
oder zum Gebirg. Bei der großen
Ausdehnung seiner Küste hat Spanien
zahlreiche Stranorte. Wer es sich ge-
statten kann, geht nach dem theuren
San Sebastian, wo der Hof residirt,
aber es gibt sowohl im Süden wie im
Norden noch eine ganze Menge von
billigeren Seebädern, wo man für
1.25 bis 1.75 gut aufgehoben ist,
wenn man nicht zu anpruchsvoll ist.
Ein köstlicher Aufenthalt ist das nahe
Guadarramagebirg, das seit kurzem
immer mehr von den Madridern auf-
gesucht wird. Es bietet eine unge-
heure Fülle von landschaftlicher Schön-
heit dar, und es ist ein wahres Para-
dies für Luft- und Sonnenkurer. Der
Dust, den die Fichtennädel und die
Haideträuter hier ausströmen, ist ge-
wöhnlich bewundernd. Eingebettet im
Gebirg, liegen viele interessante Ort-
schaften, LaGranja, das spanische Ver-
sailles, mit seinen Fontänen und Wild-
parken, Segovia mit seinem gewaltigen
römischen Aquädukt, Escorial mit
seinem Kloster und der Gruft der spani-
schen Könige.

Im Süden, in Cordoba, Sevilla,
Malaga, ja schon in Toledo wird die
Hitze bekämpft auf architektonischem

Wege. Die Bauart der Wohnungen
hier ist praktisch und ästhetisch zugleich.
Ein Innenhof, der mit einem Zeltdach
bedeckt ist, bildet den Zentralraum, wo
sich das gemeinsame und gesellschaft-
liche Leben der Familie abspielt. Die
einzelnen Schlafzimmer zu ebener Erde
oder auf einem Stock, münden alle in
den Patio. Dieser ist mit Blumen-
töpfen geschmückt. Der Fußboden ist
aus Marmor. In der Mitte ist ein
kleiner Springbrunnen. Diese Patios
sind gewöhnlich angenehm kühl, selbst
wenn draußen in den Straßen eine
Sonnenhitze von 125 Grad brütet. In
einem niedrigen andalusischen Haus
trägt man der Hitze gewöhnlich besser
als in einem nordamerikanischen Wolken-
tröcher. Daher erklärt es sich, daß im
glücklichen Spanien gerade der Som-
mer die Saison des Genusses, der all-
gemeinen Fröhlichkeit und der Daseins-
freude, der Feste ist, die von den laub-
getränkten Pyrenäen bis hinunter zu
dem einsamen Sonnenbrandfelsen Gi-
braltars mit eitel Zaunchen und Zübel
die ganze Halbinsel erfüllen, während
im Land der unbegrenzten Möglich-
keiten die Menschen in der Sonnen-
glut verschmachten, dem Wahnsinn ver-
fallen, dem Hitzschlag erliegen und, aus
allen Grenzen des Erträglichsten hinaus-
gedrängt, nach der kühleren Jahreszeit
sehnen und jammern. In dieser Hin-
sicht darf der Yante des Hidalgo wohl
bedenken.

Der Pulsschlag der Erde.

Eine der erhabenen und groß-
artigsten Erscheinungen des Dzeans
sind die Gezeiten, oder, wie sie der Be-
wohner der deutschen Nordseeküste
nennt, die Tiden. Wieselicht üblicher
ist der Name Ebbe und Fluth. Worin
bestehen nun Ebbe und Fluth, die die
Allen so trefflich als den „Pulsschlag
der Erde“ kennzeichnen? Suchen
wir, ehe wir den aufscheinend so ge-
heimnißvollen Vorgang erklären, ihn
zunächst einmal zu schildern.

Sowohl der Küstenbewohner, den
der Beruf als Fischer auf das schwan-
kende Element hinausführt, als auch
der Binnenbewohner, der zur Kräfti-
gung seiner Gesundheit einige Zeit am
Ufer des Meeres verweilt, verfolgt
diese Erscheinung mit großer Auf-
merksamkeit; und unter den Annehm-
lichkeiten, die das Seebad bietet,
nimmt das regelmäßige Schwanken
des Wasserpiegels eine der ersten
Stellen ein. In jedem Hanffsturz
hängt eine Fluthabelle, aus der die
Zeit der höchsten Fluth und der nie-
drigsten Ebbe für jeden Tag zu ent-
nehmen ist, und mit aufmerksamer
Berechnung wird die Stunde bestimmt,
zu der man am besten den Gang zum
Badestrand unternimmt; denn die
wirksamsten Bäder sind die bei wach-
sender Fluth, wo die Wellen schäumen
und brausend auf den entwürfelten
Küsten herunterstürzen. Und dann in
der Zwischenzeit, welche unterhaltendes
Spiel, dieses Steigen und Fallen!

Wie interessant, wenn die Wellen, von
unsichtbarer Gewalt im Zaume ge-
halten, sich mähtigen, wenn das Wasser
sich allmählich vom Ufer entfernt und
bei flachem Meeresboden eine Sand-
bank nach der anderen zum Vorschein
kommt; wenn die zum Schutz des
Ufers erbauten steinernen Buhnen sich
tief hinab entblößen und großen und
kleinen Naturforschern in ihren zahl-
losen Löchern und Spalten reichliche
Beute an Muscheln und Schnecken,
Krebse und anderem seltsamen Ge-
biete gewähren! Doch bald drängt das
Wasser leise rückwärts und die aus-
stehenden Gewässer des Festlandes
gerathen mit ihm in Streit. Immer
mächtiger schwillt die Flut an, drängt
den schwachen Gegner ohne Mühe zu-
rück und zieht endlich triumphierend
zu allen Thoren des Landes ein. Die
fahlen Sandbänke sind nun wieder
verschunden; die Aufern- und
Krabbensucher, sowie die Strandspä-
ziergänger haben längst die Flucht er-
griffen und sich hinter den Dämmen
und Deichen geborgen; die Inseln sind
wieder auf die Hälfte ihres Umfangs
zusammengeschmolzen! Landstüde, die
eben noch mit dem Festlande verbun-
den waren, lösen sich und werden zu
Inseln, die Hofendämme, vorher riesen-
groß, erscheinen wieder klein und
unbedeutend. Die Schiffe steigen auf
den schnellenden Wassern wieder hoch
empor; Gräben, die einige Stunden
vorher kaum ein Boot zu tragen ver-
mochten, sind jetzt selbst für große
Fahrzeuge schiffbar.

Um, wer ist denn der Urheber die-
ser so regelmäßigen, überall an der
Meeresküste beobachteten Erscheinung,
dieses Morgenganges des Zurückweichens
und Wiedertommens der Wassermassen,
dieses Sinkens und Steigens, das sich
einmal innerhalb 24 Stunden
wiederholt, so daß sich in dieser Zeit
zweimal die Fluth oder das Hochwasser
und zweimal die Ebbe oder das Nie-
drigwasser einstellt? Es ist der
Mond, der „gute Mond“; er geht so
stille, wandelt friedlich seine Bahn
und wälzt doch zweimal mit gewaltig-
er Kraft und riesiger Schnelle mehr
denn 100 Kubitmeilen Wasser rings
um den Erdball herum. Schon die
Ältern erkannten, daß an jedem Tage
die Fluth etwa 50 Minuten später ein-
tritt, als am vorhergehenden, und
ebenso der Mond 50 Minuten später
den höchsten Punkt seines Bogens über
den Horizont erreicht. Ferner sah
man, daß, wie der Mond im Laufe
eines Monats seine Gestalt wechselt,

innerhalb derselben Zeit sich regelmä-
ßig auch die Höhe der Fluth ändert.
Ebenso schien die letztere beeinflusst
durch die Bewegung der Sonne, da die
Tag- und Nachtzeiten im Frühling
und Herbst stets von einer sehr hefti-
gen Fluth begleitet sind. Dieses Zu-
sammenwirken der Erscheinungen des
Meeres mit den Bewegungen von
Mond und Sonne ist so auffallend,
daß man einen Zusammenhang zwi-
schen beiden ableiten mußte. Und in
der That, was schon im Alterthum ver-
muthet wurde, ist durch die Forschungen
von Newton und Laplace wissenschaft-
lich begründet worden, nämlich, daß
die Gezeiten eine Folge hauptsächlich
der Anziehungskraft des Mondes,
teilweise auch der unscr. Sonne sind.
Zum Zeichen, daß sie diese Anzie-
hungskraft des Mondes föhrt, erhebt
sich die Erde in ihren beweglichsten
Theilen, dem Wasser, täglich zweimal
zu den befreundeten Himmelskörpern.
Zur Zeit des Neumondes und Voll-
mondes, wenn infolge der Stellung
des Mondes und der Erde die Anzie-
hungen der beiden Himmelskörper
vereinigt wirken, entstehen besonders
hohe Fluthwellen, die man Springfluthen
nennt, während bei den sogenann-
ten Nippfluthen zur Zeit des ersten und
letzten Mondviertels die Fluthwellen
wieder hoch steigt. Stürme ändern
das gewöhnlich Verhältniß zwischen
Ebbe und Fluth wesentlich; die Ebbe ist
dann weniger bemerlich, während die
Fluth ihre gewöhnliche Höhe bedeutend
übersteigt. Stürme aus Nordwest
erzeugen oft mit verheerender Gewalt
auftretende Sturmfluthen und sind
deshalb sehr gefürchtet.

So einfach sich nun auch die Er-
scheinung der Fluth und Ebbe der
Hauptsache nach erklären läßt, so er-
leidet sie doch infolge verschiedener
Ursachen die mannigfaltigsten
Veränderungen und Gestalten; und
wird dadurch eine der komplizirtesten
Erscheinungen unseres Erdballes. In
manchen Meeren steigt das Wasser ge-
wöhnlich, so in der Fundbait, Nord-
amerika, um mehr als 60 Fuß, bei
St. Malo im Kanal um 50 Fuß, bei
Brest um 20 Fuß.

Die inelsumrahnten Mittelmeere
sind durch schwache Tiden gekennzeich-
net, so das amerikanische, das bei Za-
maita nur 10, bei Colon 16, Vera
Cruz 20 Zoll erlangt. Das austral-
asiatische erreicht nur selten über 6
Fuß; diese beiden Mittelmeere zeigen
aber eine merkwürdige Veranblichheit
darin, daß stellenweise die Wirkungen
der täglichen Ungleichheit so mächtig
werden, daß dadurch die halbtägigen
Tiden sich beinahe ganz in eintägige
Tiden verwandeln. Das sind je al-
berühmten Cingassfluthen des merita-
nischen Golfs un des Golfs von Zon-
galing, die ihresgleichen an den europäi-
schen oder westamerikanischen Küsten
nicht finden ein geographischer Unter-
schied, der schwer aufzuklären sein
dürfte.

Abgeschlossene Meeresbäden zeigen
geringe Gezeiten. Im Mittelmeer be-
tragen sie 12 bis 20 Zoll im Rich-
ganze nur höchstens 2 Fuß. Die Ost-
see, das Schwarze und Weiße Meer u.
s. w. mehr sind gänzlich frei davon. Bi-
swellen bringt die Fluth in die Münd-
ung größerer Flüsse oder schmaler
Meeresbäden zu großer Höhe herein.
Am Amazonenstrom ist der Einfluß
der Gezeiten 450 Meilen landeinwärts
zu bemerken. Dieses Riesengebiet
schüttet durch seine weite trompelen-
förmige Mündung unermessliche Was-
ermassen in das atlantische Ozean.
Mit gewaltiger Strömung drängen
die süßen Fluthen des Königs der
Störme die salzigen Wellen des Meer-
es zur Seite, bis auf der weiten
Fläche des Ozeans die Fluth heran-
rollt und dem Strom sich entgegen-
wirft. Anfangs scheint der letztere zu
siegen. Doch der unsichtbaren Gewalt,
der die Fluthwellen folgt, vermag auch
er nicht zu trotzen. Mehr und mehr
vereinigen sich die Wogen des Meeres
zur feindlichen Macht und dringen
schließlich mit einem Gebrülle, das 1 1/2
Meilen weit hörbar ist, in die Münd-
ung hinein. Wenn bei günstiger
Stellung von Sonne und Mond die
fluthherzeugende Kraft ihre größte Wir-
kung entfaltet, erhebt sich am Ausfluß
eine 30 Fuß hohe Wasserwand. Don-
nend, wie ein riesiger Wasserfall,
schreitet sie mit der Geschwindigkeit
des von der Sehne geschnellten Pfeiles
den Strom hinan, überrollt, zer-
schmettert, was sich ihr in den Weg
stellt. Nur da, wo der Fluß sich ver-
tief, sent sich die Stelle, verschwindet
weshalb dem Auge auch gänzlich, taucht
jedoch plötzlich jenseits der Stelle auf
neue hervor, um tosend und schäumend
weiter zu ziehen. Man sieht flüchtig
sich der Schiffer an diese Sicherheits-
punkte, und legt seinen Weg erst nach
Vorüberzug des gefährlichen Gotes
wieder fort. In der Ebbe dringt die
Flut 60 Meilen weit ein.

Rundvergehende Linien.

In der That, wir leben in sonder-
baren Zeiten. Wer hätte vor einigen
Jahrzehnten, als die industrielle und
kommerzielle Welt noch im Zeichen des
Menschentums stand, daran gedacht,
daß heute schon der politische Gebante
sich mit der Möglichkeit der obrigkeit-
lichen Preisregulierung beschäftigen
würde. Was die Zukunft des Mit-
telalters als naturgemäße Entwicklung
geleitet hatte, bringt uns die Aera der
Truffs, der kapitalistischen Konsolida-
tionen als scheinbar unabwendliche Folge

zurück. Gern, der Präsident des
Stahltruffs, hat vor einem Kongreß-
auschuß der Idee das Wort geredet
und nun hat der Vorsteher des Bun-
des-Zustiz-Departements, Generalan-
walt Watersham, in einer, in Duluth
gehaltenen, Rede erklärt, die Regulie-
rung der großen Korporationen durch
eine Regierungs-Kommission sei eben-
so wünschenswerth, sogar nothwendig,
wie die der Eisenbahnen durch die zwi-
schenstaatliche Verkehrskommission. Er
erklärte, seit Jahren würden die Preise
der großen Waarenklassen nicht durch
Konkurrenz, sondern durch Abmachun-
gen festgesetzt. Gesetze man das als
Thatfache zu, was man müsse, so erfol-
ge daraus—unter der Voraussetzung,
daß die Konkurrenz nicht wieder herzu-
stellen sei — die Nothwendigkeit des
Schutzes der Konsumenten durch die
Feststellung der Preise.

Zu dieser Entwicklung hat die So-
zialdemokratie ihren eigenen Kommen-
tar. So sagt zum Beispiel das „Phi-
ladelphia Tageblatt“:

„Das System des wirtschaftlichen
Mitbewerbs muß sich selbst ruinieren.
Jedes Ding trägt den Kern seiner eigen-
nen Vernichtung in sich. Thatächlich
hat es schon lange abgewirkt, aber man
sah es nicht. Jetzt geht es nicht mehr.
Endlich hat man ja zu der Anwendung
des Anti-Trust-Gesetzes schon schreiten
müssen, nachdem man es zwoonig
Jahre als Schauspiel behandelt hatte.
Dann geriet der Bau des amerikani-
schen Großkapitalismus ins Wanken.
Es wurde klar, daß die ganze Welt der
Korporation „Refract of Trade“ ist.
Das Ober-Bundesgericht sprach zwar
hilfreich bei, aber das ist nur „tempo-
rary relief“. Die Mittelklasse be-
herrscht das Unterhaus des Kongresses.
Sie wird nicht zugeben, daß das Gesetz
so modifiziert wird, wie das Ober-
Bundesgericht es umgewandelt hat.
Es ist im Gegentheil anzunehmen, daß
sie die „Herrschaft der Vernunft“ aus-
schießt durch einen Zusatz zu dem
Sherman-Gesetz, welches ausdrücklich
besagt, daß keine „Beschränkung“ als
vernünftig angesehen werden soll. Ein
Präsident könnte sich dem kaum in den
Weg stellen, ein demokratischer Kon-
greß würde es sicher nicht thun.

Dieser Gefahr ist vorzubeugen.
Wenn man in Gefahr sieht, zu extrin-
ken, so ist jeder Hosen in Sicht an-
nehmbar — so sagte der Generalan-
walt in Duluth. Das heißt, vor die
Gefahr gestellt, daß er unaufhörlich
Prozessen und Auffösungen ausgeföhrt
ist, zieht der amerikanische Großkapi-
talismus vor, sich legalisieren zu lassen
lassen durch die Feststellung der Preise.
Die Kommission wird „reasonable“
Profite auch auf das vergrößerte Kapi-
tal zulassen. Die Eisenbahn-Kom-
mission tut es auch. Auf das ist es
abgesehen. Ob man deshalb ein
Stück Sozialismus in den Kauf zu
nehmen hat, ist egal. Es handelt sich
um Dollars und Cents und da gibt's
kein theoretisches Bedenken.“

Aus solchen Auseinandersetzungen
ist ersichtlich, wie nahe sich die Wege des
Sozialismus und des Kapitalismus
berühren.

**Deutschland an der Spitze der Arbeiter-
weiterführungsgesetzgebung.**

Das Internationale Arbeitsamt zu
Basel hat einen vergleichenden Bericht
über die zur Durchführung der Arbeit-
erschutzgesetze in den verschiedenen
Staaten getroffenen Maßnahmen zu-
sammengestellt, aus dem hervorgeht,
welche hervorragende Stelle Deutsch-
land in Bezug auf die Arbeiter-
weiterführungsgesetzgebung und die Gewerbetreiheit
einnimmt. So zeigt der Bericht, daß
in Deutschland die Zahl der Gewerbe-
aufsichtsbeamten sowohl an sich wie im
Verhältniß zu der Zahl der revisions-
pflichtigen Betriebe und der darin be-
schäftigten Personen am größten ist.
Im letzten Berichtsjahre waren in den
deutschen Bundesstaaten im Ganzen
543 Beamte im Gewerbeaufsichtsdienst
tätig, gegenüber 200 in England, 139
in Frankreich, 107 in Oesterreich und
42 in Ungarn. Deutschland hat also
mehr Gewerbeaufsichtsbeamte wie diese
vier Industriestaaten zusammen, ob-
wohl die Zahl der revisionspflichtigen
Betriebe keineswegs viel größer ist.
Aus dem Bericht geht auch hervor, daß
die Behauptung, Deutschland sei in Be-
zug auf die Heranziehung von Frauen
zur Gewerbeaufsicht anderen Ländern
gegenüber in Rückstand, unzutreffend
ist. Vielmehr steht Deutschland auch
in dieser Beziehung an erster Stelle.
Denn die Zahl der im Gewerbeauf-
sichtsdienst thätigen Frauen belief sich
dort auf 29 gegenüber je 18 in Eng-
land und Frankreich und 5 in Oester-
reich. Auch in Bezug auf die Vorbil-
duna der Gewerbeaufsichtsbeamten ist
Deutschland den anderen Staaten
überlegen. Denn den Beamten ist in
viel größerem Umfang als in den an-
deren Ländern auch die Durchführung
des Schutzes der Arbeiter gegen Unfall
und gewerbliche Krankheit übertragen,
eine Aufgabe, die nur auf Grund tech-
nischer Vorbildung zu lösen ist.

Ein jeder ist seines Glückes
Schmied. Wie weniger aber verstehen
dieses Handwerk.

Er-Präsident Diaz nach der Schweiz.
Da sollte er nicht veräumen, die Ein-
richtungen einer wirklichen Republik
kennen zu lernen.